

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

168 (22.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Arbeiterhütten

Frank Rothfelder

Es gähnen die Hütten im schlaftrüben Sand,
Sie glühen von brennroten Ziegeln,
Sie tragen auch nachts noch ihr heisses Gewand,
Wenn Bernen hoch über dem schlafenden Sand
Das Werden des Ewigen freigeht.
Es schlafen nicht immer die Leute darin,
Die Sorgen und Menschen machen,
Die täglich das Feuer entfachen,
Saben nicht nachts für die Sterne Sinn.
Ein grünes Beet und vielleicht noch mehr
Verkümmertes, sögerendes Kribsen.
Vom Dienst um die Erde der Gläubigen schwer
Erlahmen die Hände, es bleiben leer,
Die um Gärten der Armen sich mühen.
Wir müssen erst hell unsre brennrote Not
Mit den Flammen der Föhnen vereinen.
Die Blüten umstirrt ein Weinen
Und die Augen sind nicht von der Sonne rot.
Dein Blut dem Verlangen des Glühens gefest,
Deinen Mut in das Drängen und Reiten!
Ihr seid ein Volk, und ihr schafft eine Welt.
Die ärmste Hand, die den Acker bestellt,
Hat Kraft, nach der Erde zu greifen.

Wo Shakespeare lebte und starb

Besuch in Stratford
Von Liesbet Dill

Der grüne Leppich Englands leuchtet frischbelegnet vom Regen
der Nacht. Alles irrt und duftet, die ganze Ebene, die bunten Wä-
den, die Hecken und Parks, an denen der Wagen vorüberrollt. Kein
Staub. Alle Sitzen sind geteert, staubfrei, alle Wege breit, glatt,
tadellos sauber, wie alles hier. So gar ein einladerndes, strahlendes
Ansehen steht ein schwarzer, haager, erster Postmann und reißt den
Arm... Die Sonne ist launisch verhalten, sie scheint nicht, sie scheint
mild. Alles geht hier ruhig und selbstverständlich.
Die Höllichkeit regiert die Straßen. Jeder ordnet sich ihr unter.
Und wie London grobhartig und imponiert, so sind auch die kleinen,
sauberen Städtchen im Shakespearesland. Alle Straßen sauber, alle
Häuschen zweistöckig, mit Vorhängen und dem Ruckgärtchen, das
hinten, Weltbin nur grüne Wiesen, Weiden, fetter Schafe, schwarze
Schweine, braune Kühe. Dann wieder ein Dorf mit denselben Bun-
denhäuschen, nun denen jedes seinen Erker, sein Gärthchen, seinen
„Küchensgarten“ und seinen Messingtopfer an der Türe — auch
innen keine Redefläche hat. Ein grünes Land, Seelust weht über-
all. Deshalb gedeihen hier die grünen Wiesen so satt und die Blu-
men mit solcher launischer Kraft.
Hier lebte und arbeitete Shakespeare, diese Landschaft sah er vom
Fenster seines Arbeitszimmers aus. Rings um die kleine Stadt
Stratford erheben sich Schiefer und Ruinen, in rotem Sandstein,
das sagenhafte Kenilworth. Kenilworth ist heute eine Ruine.
Die Acker, durch die wir fahren, sind wie zum Sonntag lau-
der gefeiert, breite Strohen, anmutige Dörfer, freundliche kleine
Städtchen, in denen es sich herrlich gesund leben muß und die so
langweilig sind. Nicht einmal ein Kino läßt sich bilden. Nur gute
Lust hat man hier. Die neue Zeit bringt alles, was in der Welt
besteht. Man braucht sich nicht zu bemühen. Man hört alles — auch
hier draußen! Ein paar Stunden weit von London lebt sich auch
ganz nett, im Shakespearesland. Rote Backsteinhäuschen mit
Obstgärten und Blumen, die breiten Schornsteine der Kamine, stroh-
gedeckte Hütten dazwischen, mitten in dem Städtchen, an der Haupt-
straße, die sich nachmittags belebt, wenn die Cookwagen anrollen
und die Amerikaner aussteigen.
„Fifteen minutes for Shakespeare“ (Fünfzehn Minuten für Sho-
peare) laut der Führer. Und sie gehen hinein, kaufen Postkarten,

Die Himmelschühe

Konvelli von Louise Schütz-Brück
Copyright by Hesse u. Becker Verlag, Leipzig
(Nachdruck verboten.)

Ihr eigenes kleines Mädchen gedieh auch. Alle Sonntage besuchte
sie es, erst mit einem wunderlichen Gemüth von Liebe und Ab-
scheu. Aber später bekam die Liebe die Oberhand, sie dachte nicht
mehr daran, daß das Kind auch kein Kind war, des Hälken-Brüts,
der so schmählich an ihr gehandelt hatte, und als das Gesichtchen
Form bekam und die Fädchen wuchsen und die Augen sich färbten,
als es in jedem Zuge ihr altes und in keinem seinem Vater, da
war es ihr, als ob es ganz allein ihr Kind sei, als ob dem Manne
nichts davon gehörte. Und gebürte ihm denn was? Hatte er nicht
so schlecht an ihr gehandelt wie ein Burj an einem Mädchen?
Am Dorf hatte sich damals schnell genug rundgesprochen, daß der
Hälken-Brüts schon Monate immer Briefe aus dem Niederland be-
kommen hatte von dem Mädchen, daß ihr Bruder ihn zuletzt mit
dem Messer bedroht hatte, wenn er nicht miltäme und seine Schul-
digkeit täte. Glück hatte die freilich auch nicht davon gehabt.
Kinder kamen keine mehr, die Frau dotierte das ganze Jahr, war
hoch und elend wie eine verkümmerte Pflanze, und der Hälken-
Brüts trank manchmal, und dann gabs bei dem Ehepaar argen
Sprekafel. Das wußte sie aus gelegentlichen Briefen, und da dachte
sie eine sonderbare Lust an, selber das alles zu leben. So reiste
sie denn zum erstenmal heim, kam in das Dorf zurück als eine
stättliche, gut amorgene Person, die mit den Talern klumpen
konnte und sich nicht über die Arbeit anziehen lassen wollte. Eltern
hatte sie lange nicht mehr, und wie ihre Verwandten zu ihr sein
würden, das wollte sie abwarten.
Der Wirt im „Roten Ochsen“ begrüßte sie eifrig. Jemand, der
so hinausgeleitet war, so auf auslas und sich gleich ein ordentliches
Mittagessen bestellte, war für ihn ein gesehener Gast. Und
von dem hörte sie denn auch alle Dorfneuigkeiten. Auch, daß das
kleine Haus des verstorbenen Nachtmächtigers zu verkaufen sei, das
ihr schon immer so gut gefallen hatte, mit dem hohen Dach, darin
eine Oberstube ausgebaut war, dem kleinen Gärthchen vor der Türe
und der alten Linde am Giebel. Und der Gedanke kam ihr, ganz
zurückzugehen ins Dorf, das Kind, das jetzt in Pflege auf dem
Lande war, zu sich zu nehmen — hier konnte sie hüßig leben, noch
ordentlich etwas verdienen — ihr Kind bei sich haben.

besaßen die hübschen gemalten Wände und das stille einfache
Haus besah sich um die Mittagstunde... Hier lebte Shakespeare.
Ein Fachwerkhäus, feingestalteter der Boden, unter Glas seine
Dokumente, die Heiratsurkunde, der Kaufakt des Hauses, seine
Totenmaske, ein Bild über dem Kamin, „Das Fest der Narren“,
eine englische Fastnacht. Vergitterte kleine Fenster. Im Glasfenster
Bücher aus seiner Bibliothek. Man hat seinen Brief, kein Manu-
skript mehr gefunden von ihm. Nur Briefe an Shakespeare sind noch
da. Und Theaterzettel „A Midsummer nights dream“, (Sommer-
nachtstraum) im Jahre 1600 aufgeführt. „A most pleasant and excel-
lent comedie of Sir John Falstaffe and the Wife of Windsor“
(Eine erlustierende und ausgezeichnete Komödie von Sir John Fal-
staff und den lustigen Weibern von Windsor). Seine Erbschafts-
„Comedies, Historisches und Tragedies“...
Von diesem ruhigen Landleben trennte er sich und zog nach Lon-
don, wurde aufgeführt, spielte selbst mit, in Nebenrollen. Leider
brannte sein Theater nieder, es ist nichts mehr davon da. In Lon-
don existiert ein Dickenshaus und ein Carleshaus — aber kein
Shakespeareshaus. In Stratford, oben im ersten Stock, steht sein
Wirt. Der berühmte Shakespeare — „Bell“ (Tisch), in das so viele
Namen geschnitten sind. Ein düsterer Raum; Stühle, Tische, alles
hat er benutzt — ist echt, alles macht einen trüben, düsteren Ein-
druck. In seinem Geburtszimmer steht noch der Steinlamin, an
dem er abends saß. Sein Garten ist reizend, gepflegt, viele Blumen,
Buchsbaumheiden, ein richtiger bürgerlicher Pflanzgarten der
kleinen Stadt. Das Elternhaus seiner Frau in der Nähe Strat-
fords ist noch genau so erhalten, wie er es betrat.
Ein kleines Museum, inmitten von Blumengärten und Wiesen
unter alten Bäumen am Weg. Strohgäbel. Rote Tulpen stieren im
Wind vor der offenen Türe, eine Kasse sitzt auf der Schwelle, ge-
stülpte Heden hegen es ein, ein Kaminfeuer brennt im Wohn-
zimmer. Die Flammen spielen über die lauberen roten Kacheln des

Fußbodens, das Zinnsgeschir über dem Kamin, das alte Tisch-
spinnrad, den blauen Teefessel und das bunte Teegeschir, das
bereits stand, wenn Shakespeare seine Frau besuchte. Strohhüte
Kamin für die Eltern; die Jungen saßen auf der Kaminbank.
Der Küche steht noch das Butterfass seiner Schwiegermutter; die
Holzschube mit denen sie in den Stall ging, stehen neben dem Herd
der Feuerstein, das „Fuddingtablett“...
Oben stehen die Betten, die nie aus dem Raum entfernt wurden
— eine testamentarische Bestimmung des Vaters — seit Jahrhun-
derten unter ihrem Volsbimmel, mit den festen Binsflechtmatra-
zen, den selbstgepönnenen Innenlächern der Töchter, schön gefärbte
Betten, gebülmte Vorhänge... Kleinge Pierfrüge aus dem
Der Vokalen, die Protokollanten, die Küche mit dem Eßtisch, an dem
Shakespeares Verlobungseffen gefeiert wurde. Blühende Kumpen-
laterolen. Alles blüht, alant, heimeht an hier draußen, wäh-
rend Shakespeares Stadthaus dunkel, düster und ungemüthlich ist.
Es gibt in Stratford ein Shakespearedenmal, sein Sterbe-
die Kirche mit seinem Grab. Shakespeares Hüfte über seinem Grab
an der Wand... Ein Dichter mit Spitzbart und dem Gänsefuß
er schließt und lümt über etwas, das er gerade schreiben will.
William Shakespeare 1616. Neben ihm ruht seine Frau und sein
Familie. Steinene Rappen und kleinere Dales rings an der
Wänden. Draußen hüben die Korallen auf den alten Gräbern, ein
Blüß umfließt friedvoll Wiesen flühen grünen Platz. Schaft wehen
auf den Wiesen am Her. Wiesen stehen über das grüne Land.
Es wird bald wieder regnen. Der Wind bewegt die rote Tulpe
auf den Gräbern und die blauen Glodenblumen, Gloden rufen von
dunklen Stimmen. Die Grassteine sind frisch und aufrechtstehen
wie in Prag auf dem alten jüdischen Kirchhof. Nur stehen sie hier
nicht so eng. Der Engländer braucht Platz. Er will bequem liegen
— und bequem liegen...

Handel mit Sträflingen

Deportationsländer und Straskolonien

Von Hans Vecht

Die Geschichte der Deportation ist immer ein Stück Kolonialge-
schichte. Von den ältesten bis zu den jüngsten Zeiten. Entweder
nimmt bei der Verpflanzung von Menschen die Absicht der Kolo-
nisation nur eine nebensächliche Stelle ein, wie etwa bei der ägypti-
schen und babylonischen Gefangenschaft der Kinder Israels und bei
den meisten neuzeitlichen Deportationen; dann ist das Motiv der
Strafe vornehmlich. Oder aber die Absicht tritt zurück hinter
politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten, wie bei vielen De-
portationen der alten Römer an ihren Reichsgrenzen; dann ist der
besitzergenschaftliche, der Zweck der Kolonisation ausschlaggebend.
Bis ins 18. Jahrhundert gab es nur drei Völker, deren Strafgeliebte
die Deportation als arcaisches Strafmittel entließ. Die größte
Rolle spielte sie ohne Zweifel in England. Später hat auch Rus-
land die Verpflanzung hauptsächlich als Ersatz für die Todesstrafe,
aber auch sonst als Strafmittel übernommen, und im zweiten Viertel
des vorigen Jahrhunderts ist Frankreich als drittes Land, das die
Strafe der Deportation einführt, hinzugekommen. Heute, nach-
dem England aus der Reihe der deportierenden Länder ausgeschied,
ist an seine Stelle Holland getreten, das in seinen indischen Kolo-
nien vor der Deportation, allerdings in befristetem Umfang,
Gebrauch macht. Aber lamohl hier, wie auch in Italien trägt die
Deportation von Sträflingen den rein politischen Charakter der
Verbannung. Eigentliche Deportationen, hinter der, wie eben ge-
sagt, eine kolonialistische Absicht steht, liest hier nicht mehr vor.
Wie stehend die Zusammenhänge zwischen politischer Verbannung
und Deportation und Kolonisation sind, zeigt sich auch in den
Anfängen der englischen Deportationskolonien. Die Siedler von
Madagaskar, Rhode-Island, Connecticut, viele Puritaner, waren
ja aus politisch-religiösen Rücksichten in England nicht mehr gelit-
ten. Ihnen folgten dann die Schube von Verbrechern, die auf
Zeit oder lebenslanglich als Strafgeliebte, in die nordamerikanischen
wie auch in die westindischen Kolonien Englands verkauft wurden.
Es war ausgeprohene Sklaverei unter Siod und Peitsche des
Herrn und seiner Aufseher. Die Entwicklung der Zuderstrahlun-

lagen auf Barbados ist beispielsweise der Verwendung solcher
hen Sklaven auszuzeichnen. Die ungewöhnlich harten Gesetze Eng-
lands gegen Eigentumsdelikte und teilweise auch gegen den Schmutz-
gel, brachten Hunderttausende in die Strafknechtschaft; in den Kolo-
nien, ihre Behandlung war dort nicht besser, als die allbekannte
Sklavenhaltung der Negers in Amerika. Die ersten Brutstätten
nehmte, die solche Sträflinge, die zur Deportation verbannt worden
in die Kolonien überführten, bezahlten den Graffschaftsgerichten ein
zu Anfang des 18. Jahrhunderts, zwischen sechs und acht Pfund
Sterling für den Sträfling, zwischen sechs und acht Pfund für den
Preis, zwischen sechs und acht Pfund für einen solchen, wie
den Sträfling bezahlte worden; später, als im Laufe des 18. Jahr-
hunderts der „Ebenholzhandel“ mit afrikanischen Negersklaven aus-
blühte, mußten die englischen Graffschaftsgerichte den Unterneh-
mern für die Deportation der weißen Strafknechte sogar noch etwas
draufzahlen.
Mit der Entwicklung der nordamerikanischen Kolonien trat in
fern ein Umstchwung ein, als diese sich nun nicht mehr in die
Deportationsländer herabwürdigten ließen; an ihre Stelle
traten die unermesslichen Gebiete des neuentdeckten fünften
teils, Australiens und seiner Nebeninseln. Zwischen 1780 und 1800
etwa sind nach Australien 130 000 männliche und 13 000 weibliche
Sträflinge deportiert worden. Danach wurden Neu-Süd-Wales
und andere, kleinere Inseln Hauptdeportationsgebiete, bis auch
sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Deportation
vermehren und diese in England abgelehnt wurde.
In Frankreich wurde nach englischem Muster die Deportation
Ersatz für die aufgehobene Galerienstrafe in den Baugos von Bre-
de Goaz, La Rochelle und Toulon eingeführt. Frankreich benutzte
als Deportationskolonien Guayana in Südamerika und seine west-
nischen Besitzungen.
Die Kolonialländer um Westindien II. herum haben gegen die Ver-
des Jahrhunderts auch in Deutschland lebhaftes Interesse an der
gekauft, Südwest-Afrika und Neu-Guinea zu deutschen Depor-
tionskolonien zu machen. Sie dachten damit gleich zwei Fliegen
auf einen Schlag zu bekommen. Der Versuch ist ihnen gründlich
mislungen.

„Vielleicht, daß ich mit das Häuschen kaufe.“ sagte sie nachlässig
zum Roten-Ochsen-Wirt.
Der wurde ganz dienstfertig. Und als sie noch einem Gang auf
den Kirchhof zu den Gräbern ihrer Eltern, wobei sie einen Umweg
gemacht hatte, um das Haus des Hälken-Brüts von ferne zu sehen,
zurück in den „Roten Ochsen“ kam, da fand sich, daß der Ruhm
ihres Reichthums schon genügend weit gedungen war. Einer ihrer
weitschweifigen Vettern sah da bei einem Schnapschen, streckte ihr die
Hand entgegen und begrüßte sie als eine, die nach langer Ab-
wesenheit herzlich wieder heimgekommen ist, und lud sie gleich ein,
bei ihm zu übernachten und ihm das nicht ansutun, daß sie im
Wirtshaus bliebe.
Und im Laufe des Nachmittags fand sich noch der eine und der
andere von der Bekanntheit ein, und es wurde ein ganz reutier-
liches Wiedersehen.
Die Visette Büsch wußte freilich ganz genau, welcher ihrer Eigen-
schaften das galt, wußte, daß, wenn sie heimgekommen wäre mit
einem mageren Bündel am Arm und einem blaffen Kind an der
Hand, sich keiner gerührt und geresert hätte. Aber das nahm sie
ihnen weiter nicht übel. Und auch als sie das Nachtmächtigshäu-
schen wirklich für billiges Geld gekauft hatte und mit ihrem Kinde
und drei schweren Rippen voll erparter Dabjelsigkeiten onkom und
der Sonntag früh sich in Werkeltag verwandelte und sie manche
bittere Bisse heruntergeschlucken mußte, da nahm sie das auch nicht
weiter tramm. So waren die Leute einmal — so mußte man sie
verföhlichen.
Bis sie Bett und Tisch und Stuhl gekauft und das Häuschen
nothdürftig hergerichtet hatte, war auch ein ordentliches Dach in
ihren Sparfchuh gerissen, da mußte sie darauf bedacht sein, ihn
wieder zu mehren. So ging sie auf Tagelohn, aber immer hielt sie
sich abrett und anart, immer war ihr Kind von Kopf bis Fuß lau-
ber wie geleckt und mit besseren, feineren Sachen angezogen als die
Bauernkinder.
Seinen Taufschein hatte sie freilich vorlegen müssen, als sie sich
und das Kind anmelden mußte. Aber sie hatte gelernt, mit
Wannseuten umzugehen. Und Dischulus und Lehrer fanden, es sei
gar nicht nötig, daß die Bauern was anderes wüsten, als daß die
Visette Büsch das Kind einer verstorbenen, weitschweifigen Base von
der Vies und ihr Potentkud sei. Freilich, eigentlich wußte ja jeder
die Wahrheit, aber jedenfalls wagte keiner, der Vies direkt damit
zu kommen. Und mochten sie tuscheln und gelegentlich sticheln, das
scherte die Vies nicht. Sie tat ihre Schuldigkeit, hielt ihr Häus-
chen wie ein Schmuckkästchen und sich selber wie eine stolze Bauern-
frau. Und wenn sie des Sonntags mit der Visette zur Kirche ging,

dann wippen ihre steifen Röde ganz anders als die der Frau
Hälken-Brüts, die mühsam, auf einen Stod gestützt, daherschlepp-
te, ein Weg bis zur Kirche zwingen konnte — und aus dem ein-
konnte nicht aus Wippen ihrer Röde denken. Und aus den
verquollenen Augen des Hälken-Brüts sah dann ein wunderliches
Bild nach der Vies, einer, der sich nicht so leicht deuten ließ.
Gemeinlich von Haß und Zorn und etwas anderem, für das es kein
Wort gab. Und jedesmal sah dann die Vies mit schlagendem
Gen in ihrem Kirchenstuhl, fühlte die gebühte Luft ihres Zornes
das es noch nach — und der Pastor hatte auf predigen von
einander angedehnten lassen mühten — und vom Verzeihen —
Büsch-Vies verzeih nicht und verzeih nicht, und von Ehrlichkeit
Liebe mühte ihr Herz nicht.
Und als die Frau des Hälken-Brüts endlich gestorben war,
stand auf dem Kirchhof beim Begräbnis die Vies gerade dem Ge-
gegenüber, hoch aufgerichtet, und ihre schwarzen Augen ließen
Witwer nicht aus dem Gesicht, so lange, bis er aufgeschaut hatte
gerade in ihre Augen hinein, die sie nicht niederzuschlug, mit dem
sie ihn anlos bis in sein Innerstes hinein. Und dann hatte sie
Totenamt von ganzem Herzen für die arme Seele beten lassen.
der's gewiß jetzt wohler war als seit den Jahren ihrer Ehe.
es war mit einem geläuterten Gefühl heimgegangen, so, als ob
etwas aus dem Bene geschloßt sei, was sie bis dahin ge-
hatte. Und sie wußte auch, was das war. Nun hatte er keine
mehr, den er quälen und künieren konnte, er war allein, er
wie sie allein war, nun mußten ihm die schmerzlichen Gedanken
an den langen Abenden und in den Nächten, die sie oft ver-
hatten, die gereinigt und gemariert.
Draußen hörte die Büsch-Vies jetzt einträgliches Beten heller
verstimmen: „Jesus, der für uns gestorben ist“, das waren die
Schulkinder, die zu den sieben Kreuzen beten gingen für den
henden, für den die Glocke geläutet hatte. Wieder schob sie
Vorhängen zur Seite und lugte ein wenig hinaus, die
munkanten waren das, die Mädchen, ein Duzend wohl, die
teten am frömmlichen, die waren am transten und reifsten, die
wählte man sie zum Beten an den sieben Steintreusen aus, die
in der Dorfklur weit verstreut überall in den Kreuzwegen
gerichtet waren, unart, mit Moos bewachsen, viele so ver-
schoben den darankhängenden Seilband schon gar nicht mehr
scheiben konnte. Im hellen Sonnenschein ging der kleine
eilig die Dorfstraße hinan; nun verschwand sie in dem Dackel-
der zu dem vierten Kreuz führte: „Gebietet werde dein Reich
beim Reich komme“, das war noch das Letzte, was bis Vies hörte.
(Fortsetzung folgt.)